

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 13 (1935-1936)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

**Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule**

XIII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern)

Heft 4

Juli 1935

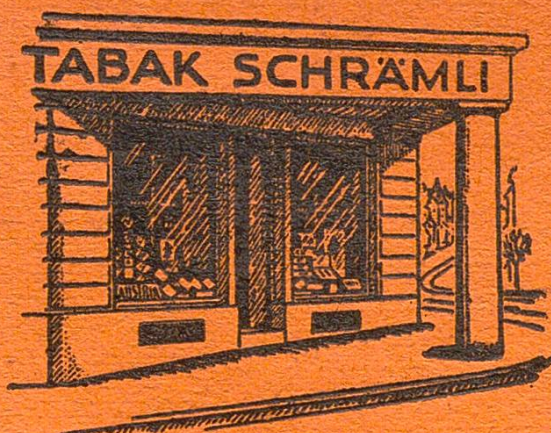
I N H A L T

Bruno Meyer: Kurze Geschichte Österreichs bis auf unsere Tage	Seite 91
Hermann H. Field: Als Tagelöhner in der rus- sischen Steppe	„ 98
O. O.: Akademische Freiheit	„ 107
O. Weinmann: Ich bezahle mein Kolleggeld! „	109
E. F.: Wagnermuseum Tribschen	„ 115
ASK.: Leichtathletikwettkampf der Hoch- schulen Zürich-Basel-Genf	„ 116
Offizielle Mitteilungen	„ 119

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstrasse 19, Zürich

Unfall-,
Haftpflicht-,
Dienstboten-,
Wasserschaden-,
Automobil-Kasko-,
Einbruchdiebstahl-
VERSICHERUNGEN
HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich



bei der E. T. H.

Alles für den
Raucher!

Vertrauenshaus der
Zürcher Studenten

*Photo-
Peyer*

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Feinste
Portraits
jeden Genres

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIII. Jahrgang, Heft 4 — Juli 1935

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

KURZE GESCHICHTE ÖSTERREICHS BIS AUF UNSERE TAGE.

Jeder, der die europäische Politik seit dem Jahre 1933 etwas verfolgt hat, der erkannte sicherlich, daß das Schicksal Österreichs heute eine der Hauptfragen des europäischen Raumes bildet. Wer das Ganze anfänglich nur von der außenpolitischen Seite aus ansah, den belehrten der Februar- und der Juliaufstand, daß im Innern mindestens ebenso, ja vorläufig mit weit größerem Einsatz gerungen wird.

Österreich, altes heiliges Land! In deinen Händen war das deutsche Reich, waren Böhmen, Ungarn, Italien, Spanien und die Niederlande. Diese alle deine Länder sind zu eigenen Staaten herangewachsen — dein letzter Rest, das Kernland, ringt den Todeskampf.

Doch heute soll nicht von diesem tragischen Schicksal der Ruf an das Mitgefühl des Lesers gehen, ich will meine Liebe zu diesem Lande schweigen heißen. Nur für den Verstand des Lesers möchte ich schreiben, um ein bißchen Verständnis für Österreich zu erwecken.

Mit wenig Worten darüber das Wesentliche zu sagen, ist fast unmöglich. Schon so oft bin ich in Ansätzen stecken geblieben. Die folgenden Zeilen sind nur ein Versuch, ein Versuch, der deswegen gemacht wird, weil Österreich heute selbst für ein solches Stammeln aus tiefstem Herzen dankbar ist.

I. Im alten Reich (1156—1806).

Die Geschichte des österreichischen Staates kennt keine eigentliche Geburtsstunde. Österreich erwuchs aus der lang-

samen Verselbständigung und Entfremdung eines Teiles eines größeren Staates. Wenn wir aber doch einen genauen Zeitpunkt festlegen möchten, so drängt sich uns das Jahr 1156 auf, in dem die alte Ostmark aus dem Herzogtum Bayern gelöst und zum eigenen Herzogtum erhoben wurde.

Etwas mehr als hundert Jahre später folgte dann ein zweites für alle Zukunft folgenschweres Ereignis. Rudolf von Habsburg war deutscher König geworden und ergriff die Gelegenheit, sich mit den durch Erlöschen des Herzogsgeschlechts freigewordenen Herzogtümern des Ostens und Südostens eine Hausmacht zu gründen. Bis 1918 bestimmte das habsburgische und später das habsburgisch-lothringische Herrschergeschlecht die Geschicke dieser Lande, oft zu deren Nachteil und oft zu deren Gunsten.

Es gelang Rudolf nicht, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Alle folgenden Habsburger erschöpften fast ihre ganze Kraft darin, die Krone wiederum zu erlangen. Erst spät stellten sich dann die Erfolge dieses unablässigen Strebens ein. Doch jetzt kamen sie alle zu plötzlich: Maximilian erbte Burgund, sein Enkel und Nachfolger Karl V. Spanien, Österreich, Burgund und die Kaiserkrone, dessen Bruder Ferdinand Böhmen und Ungarn. Welche ungeheuren Weiten dieses Reich nun umfaßte wird einem besonders deutlich, wenn man sich auch die neuentdeckten spanischen Kolonien vor Augen hält.

Doch dieses rasche übergroße Wachsen trug seine Gefahr in sich. Ein Zusammenschweißen wurde unmöglich. Dies hätte zu viel Kraft und Mühe gekostet, und beides war nicht vorhanden, weil andere örtlich bedingte Aufgaben diese völlig aufzehrten. Spanien verblutete letztendlich an seinen Kolonien, die spanisch gewordenen Niederlande und Mailand brauchten sich auf im Kampfe gegen Frankreich, Österreich im Ringen um den Glauben in Deutschland und Ungarn im Kampfe gegen die Türken.

In dieser Zeit begann auch die Entfremdung der österreichischen Erblände innerhalb des Reichsganzen größer zu werden. Gemeinhabsburgische Ziele erzwangen teilweise andere Bahnen als die des Reiches. Auch die Abwendung nach dem Balkan, die der Abwehr der Türken unwillkürlich folgte,

schadete. Verhängnisvoller war für die Reichseinheit aber noch die konfessionelle Spaltung. Genau gleich wie in der alten Eidgenossenschaft die Reformation jede Stärkung des Staates von vornherein verunmöglichte, so hat auch im deutschen Reich der Glaubensgegensatz jeden Versuch zur Einigung verhindert und das Einheitsgefühl zersetzt. Bei uns führte das zum Jahr 1798 und der französischen Eroberung, im deutschen Reich zur Zersetzung, Eroberung und Auflösung des Reiches im Jahre 1806.

Nicht, daß nicht auch in der Zeit, ähnlich der Schweiz, Ansätze zur Neugestaltung gefehlt hätten. So zum Beispiel der Plan Josephs II., daß Bayern an Österreich abgetreten werden sollte und das bayerische Haus dafür die österreichischen Niederlande erhalten hätte. Damit wäre die deutsche Kaiser Gewalt unbestreitbar viel stärker geworden. Das war jedoch auch der Grund, warum dann Friedrich II. gegen diesen Plan Einspruch erhob.

Mit dem vertieften Gegensatz zwischen Österreich und Preußen und einem Gesamtstaat, der mehr Schein als Wesen war, ging das deutsche Reich daran, Napoleon zu bekämpfen. Getrennt holten sich Österreich und Preußen ihre entscheidenden Niederlagen, das eine Land 1809, das andere 1806.

II. Österreich als Kaiserreich (1804—1918).

Als Kaiser Franz 1806 die Kaiserwürde des alten deutschen Reiches niederlegte, da hatte die Entwicklung einen Punkt erreicht, den jeder schon hatte voraussehen können. Franz hatte auch vorgesorgt. Bereits 1804 hatte er den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen, um seine Länder unabhängig vom Reich zusammenzuhalten. Das neue Kaiserreich erwuchs aus der Zusammenfassung des Restes, von dem sich der Hauptteil losgelöst hat.

Doch die alte Einheit war damit noch nicht ganz erledigt. Das ganze 19. Jahrhundert und bis heute haben sich die Teile noch über das Erbe des alten Reiches auseinanderzusetzen. Nach dem Sturze Napoleons entstand daraus zuerst der deutsche Bund mit einem Bundestag der Abgesandten unter österreichischem Vorsitz in Frankfurt am Main.

Die nun folgende Metternich-Zeit war für die Frage der deutschen Einheit mehr von stiller Bedeutung. Anders dagegen dann das Revolutionsjahr 1848, das überall in Europa Umwälzungen hervorrief. Zuerst schien alles dem deutschen Einheitsstaat zuzutreiben. Es entstand in Frankfurt am Main ein gesamtdeutsches Parlament, das eine Verfassung beriet, ein österreichischer Erzherzog wurde Reichsverweser und ernannte ein Ministerium. Doch die große entscheidende Frage war die, ob der österreichische Kaiser oder der König von Preußen deutscher Kaiser werden sollte. Hier siegte Preußen, doch als man dem König die Krone anbot, lehnte er ab. Und nun verkehrte sich alles in das Gegenteil. Die Einzelstaaten, die sich mühsam siegreich gegen die Revolution behaupteten, stärkten sich durch ihren Sieg und schwächten damit den Bund noch mehr.

Das Jahr 1848 war aber auch für Österreich selbst bedeutungsvoll. Die Spaltung seines Staatsvolkes in verschiedene Völker zeigte sich mit aller Deutlichkeit. In Prag tagte ein Slawenkongreß, in Ungarn erhob sich eine unabhängige nationale Regierung und in Österreich selbst mußte Wien von den Truppen erobert werden. Zuletzt siegte überall der Kaiser, in Ungarn allerdings nur mit russischer Hilfe.

Auch in der folgenden Frage der Gestaltung der deutschen Verhältnisse siegte noch einmal Österreich. Preußen wurde gezwungen, auf seine Pläne zu verzichten und dem alten Bund beizutreten. Damit hatte sich aber auch seine Feindschaft verstärkt, und diese Niederlage führte dann zum Siege von 1866. Dieser Sieg Preußens machte aber nicht nur die Bahn für die Einigung von 1870 frei, sondern er verstärkte auch den schon begonnenen Rückzug Österreichs aus Italien. Diesen schweren Jahren und äußeren Mißerfolgen entsprach ein Kampf im Innern. Österreich rang seit dem Jahre 1848 um die Gestaltung seines Staates. 1867 wurde ein vorläufiger Ausgleich in der Bildung einer Doppelmonarchie Österreich-Ungarn gefunden. Die deutschen und slawischen Gebiete bildeten von da an die eine Reichshälfte, die ungarischen die zweite. Doch auch damit war nicht allen Spannungen im Innern abgeholfen. Böhmen forderte zum Beispiel Gleichstellung mit Ungarn.

Mit diesen starken Gegensätzen im Innern zog Österreich-

Ungarn mit Deutschland in den Weltkrieg. Trotzdem es bei der deutschen Einigung 1870 auf die Seite geschoben worden war, hielten die so nah verwandten Staaten in diesem schweren Kampfe zusammen.

III. Österreich als Republik (seit 1918).

Die Friedensschlüsse nach dem Weltkrieg brachten einen Sieg des Nationalstaatsgedankens. Jedes kleinste Völklein wurde mit dem eigenen Stätchen beglückt. Nur der Besiegte, deutsches Land und deutsches Volk, sollten getrennt bleiben und verkleinert werden. Dies ist sicher auf die Dauer eine der verhängnisvollsten Tatsachen für den Frieden in Europa. Der Sieg des Nationalstaatsgedankens entschied natürlich am schwersten über das Schicksal Österreich-Ungarns. Es zerfiel völlig.

Der kleine deutsche Rest des alten Österreich-Ungarn wollte keinen eigenen Staat bilden. Es war ja auch nie einer gewesen. Mit der Einführung der Republik wurde 1918 der Anschluß an Deutschland beschlossen. Doch hier griffen sofort die Sieger ein. Das Rest-Österreich mußte einen eigenen Staat bilden, dem die Rechtsnachfolge des alten Österreich aufgezungen wurde. Der Name Deutsch-Österreich wurde verboten und ebenso die Anschlußabstimmungen, die zum Teil bereits begonnen hatten.

Doch all das hinderte nicht, daß es bis 1933 keine Partei und keine Regierung gab, die nicht auf dem Anschluß bestanden hätte. Anschluß war selbstverständlich für jedermann. In Deutschland kennt auch heute noch nur der ausgewanderte Österreicher und der, der in Österreich studierte, den Anschluß. In Österreich dagegen sicher sogar jeder heutige Gegner, denn er hörte 14 Jahre in Schule und Presse nichts anderes. Wahrscheinlich hat er sogar früher den Anschluß glühend verteidigt.

Der Anschluß war mehr als eine Äußerlichkeit. Jede Staatshandlung richtete sich nach ihm, sei es nun die Uniform der Polizei und des Bundesheeres, die unter Verleugnung der österreichischen Tradition 14 Jahre lang deutsche Uniformen trugen, oder ein Staatsgesetz, das Deutschland angeglichen

wurde. Man sagt nicht zu viel, wenn man es auszusprechen wagt, daß der Anschluß in diesen Jahren der tragende Staatsgedanke war.

Die Republik entstand unter der Führung der Sozialisten. Doch bald zeigte es sich, daß das Land nicht sozialistisch war. Die Christlichsozialen besaßen im Volk den stärksten Rückhalt. Es ergab sich auch das ganz unnatürliche Verhältnis, daß die Stadt Wien ganz „rot“, das Land ganz „schwarz“ war. Aus diesem Gegensatz entstanden die Parteiarmeen der Heimwehren und des republikanischen Schutzbundes, und beide blieben auch so lange dieser Gegensatz bestand. Die Parteiverteilung wechselte nie stark. Meist regierten die Christlichsozialen mit den Großdeutschen und andern kleinen Mittelparteien. Auf dieser Grundlage ist dann auch die Diktatur entstanden.

Die überraschende Wandlung des ganzen Staatslebens kam dann durch das Wachsen der österreichischen nationalsozialistischen Partei. Bald waren ganze Alpengebiete mehrheitlich nationalsozialistisch. Diese Leute verlangten Neuwahlen ähnlich wie im deutschen Reich. Die Regierung versagte sie, um ihre Stellung zu behaupten, und später auch, um ausländischem Druck zu entgehen. Der Widerstand wuchs im Innern — die Regierung begann Kriegsgesetze wieder zu benutzen und da ihre Handlungen nun angefochten wurden, setzte sie auf juristisch spitzfindigem Wege Verfassungsgerichtshof und Parlament außer Kraft. Eine auf demokratischem Weg gewählte Regierung baute so Stück für Stück der Demokratie ab, um ohne Willen eine Diktatur zu errichten.

Dies alles tat eine Regierung, die ursprünglich ebenso anschlußfreundlich war wie die Regierung Schober, die einige Jahre früher die Zollunion mit Deutschland leichtfertig von heute auf morgen ins Werk setzen wollte. Doch wie der Nationalsozialismus wuchs und besonders wie er in Deutschland im März 1933 allmächtig wurde und die übrigen Parteien auflöste, da änderte der Kurs. Sozialisten und Christlichsoziale fürchteten einen ähnlichen Untergang. Sie hielten ihre Anschlußidee aufrecht, aber unter der stillen Beifügung, daß er erst kommen solle, wenn sich in Deutschland der Nationalsozialismus erledigt hätte.

Doch dann begann allmählich etwas wie eine altösterreichische „Renaissance“. Die Beamten und Offiziere des alten großen Österreich, die durch ihr Staatsbeamtentum und den häufigen Ortswechsel nur noch ein gesamtösterreichisches Heimatbewußtsein hatten, machten sich plötzlich bemerkbar und sie wurden gefördert. Diese Leute waren mit der Zerstückelung ihrer Heimat nach dem Kriege heimatlos geworden. Einen Schimmer dieser alten Heimat fanden sie einzig noch in der alten Kaiserstadt Wien. So lebten sie die 14 Jahre in Wien, ohne das neue Österreich zu verstehen und ihm verbunden zu sein. Diese dünne Schicht zog in der entstehenden Unsicherheit die Führung an sich. In diesen Kreisen entstand auch das Schlagwort der österreichischen Sendung, nämlich Vermittlerin zu sein zwischen Deutschland und andern Völkern, ein vom Nationalsozialismus freies deutsches Kulturleben zu entwickeln und die katholische Kirche im deutschen Gebiet aufrecht zu erhalten.

Es zeigte sich aber recht bald, daß die aus dem Abbau der Demokratie, nicht aus einer Volksbewegung entstandene Diktatur der Stützung bedurfte. Eine Legitimierung durch einen Habsburger war wegen des außenpolitischen Widerstandes unmöglich, ebenso verunglückte die Gründung einer vaterländischen Front, die alle andern bisherigen Parteien ersetzen sollte. Es blieben so zwei Mächte im Innern, auf die man angewiesen war: die Heimwehr und die katholische Kirche. Beide forderten aber mittelbar ihren Lohn für ihre Dienste. Die Heimwehr, die eine der Parteiarmeen, setzte ihr Ziel, die Vernichtung des Gegners, durch. Die Folge waren die Februarkämpfe 1934. Die Kirche verlangte eine Gegen Gründung zur Heimwehr, die ostmärkischen Sturmscharen, und weitgehende Berücksichtigung im Staat, die sich bis zur Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Soldaten ins Bundesheer erstreckt.

Doch selbst diese Stützung genügte nicht. Es kam zur vollkommenen Anlehnung an Italien, den Gegner, gegen den man im Weltkrieg verbissen gekämpft hatte und der das Südtirol geraubt hatte. Eine Regierung kann so etwas vergessen, ein Volk niemals! Die Regierung hat dadurch im Inland noch mehr Rückhalt verloren.

Echt österreichisch und im Grunde alte Heimwehrgedanken ausführend, kam es dann im Juli zur Besetzung des Bundeskanzleramtes durch Nationalsozialisten. Doch was noch ein Jahr früher unbedingt gelungen wäre, erwies sich als Fehlrechnung. Der Putsch mißlang.

*

Weil ich es streng vermeiden möchte, hier irgendwie Parteiansichten vorzutragen, enthalte ich mich auch der Betrachtung einer möglichen Zukunft. Doch das darf ich als Schweizer ruhig sagen, daß Österreich heute so wenig wie vor einem Jahr mit seiner Regierung zufrieden ist. Dieses unruhige Österreich an unserer Grenze ist nicht nur ein europäischer Gefahrenherd, sondern auch für uns nicht ungefährlich. Letztendlich wird nur eine freie Volksabstimmung diesem schwergeprüften Lande die so nötige Ruhe verschaffen. Gerade das, was man ihm seit 1918 beschränkt und seit 1932 überhaupt verweigert hat, ein Entscheid über sich selbst.

Bruno Meyer.

ALS TAGLÖHNER IN DER RUSSISCHEN STEPPE.

Der Verfasser arbeitete im Herbst 1934 einen Monat in einem abgelegenen, den Touristen wenig bekannten Teile Rußlands, nachdem er während der zwei vorangegangenen Monate einen Ferienkurs der Ersten Moskauer Universität besucht und an der damit verbundenen Studienreise teilgenommen hatte. Zurzeit ist er schweizerisch - amerikanischer Austauschstudent an der E.T.H.

„Aufstehen!“ Schläfrig rieben wir die Augen, während Pjotr, der Saratower Student aus dem Nachbarzimmer, der sein einjähriges Praktikum in der Sovchoser Werkstatt machte, in der offenen Tür unseres Zimmers stand und sich über unsere schmutzigen Gesichter lustig machte. Schon nach dem ersten achtstündigen Arbeitstag in unserer Scheune sahen wir schmutziger aus als die anderen nach einer Woche. Und da unsere Wohnung nur mit einem Faß kalten Wassers versehen war und man nur einmal wöchentlich in der Badeanstalt baden konnte, blieb immer mehr an unserem Aussehen zu wünschen übrig, so daß unsere Mitarbeiter behaupteten, wir bedürften unbedingt hygienischer und kultureller Aufklärung.

Zwei Wochen vorher waren wir zu zweit mit Rucksäcken allein von Moskau weggefahren, einem unbekannten Ziel entgegen und ohne Führung oder Ausweis, außer einem Gesuch in der Tasche an den Direktor des Getreidesovchoses (Staatgut) „Spartakus“ in der 950 km entfernten Wolga-Deutschen Autonomen Republik: er solle uns als Tagelöhner Arbeit geben.

Aber daß unser Arbeitsort zwischen den Uralgebirgen und der Wolga, in der öden und baumlosen russischen Steppe sein würde, ahnten wir damals nicht.

Wir wohnten in der Zentralsiedlung, deren Reihen von kleinen, einstöckigen Häusern von der Ferne auf der kahlen Steppe wie Pilze aussahen. Von unserem Zimmer, in einem der zwanzig gleich aussehenden Zweifamilien-Häuschen, ging man über das Steppengras zum Speisesaal, in dessen Nähe sich auch die anderen administrativen und kommunalen Bauten befanden. So das Klubhaus, die Schule, der korporative Laden, die Post, die Badanstalt, das Elektrizitätswerk, die Reparaturwerkstätte, die Scheunen und die Garagen. 1929 gebaut, dient die Siedlung als Zentrum für fünf weitere im Umkreis von zirka 40 km liegende Dörfer. Mit diesen Abteilungen zählt das Sovchos im ganzen etwa 860 Einwohner. Die Zentralsiedlung, primitiv und nur mit dem Notdürftigsten versehen, bedeutet ein Übergangsstadium; sobald die Grundlagen für ein ausreichenderes Lebensniveau vorhanden sind, soll sie durch entsprechende bessere Bauten ersetzt werden. Zur Zeit meiner Anwesenheit war der neue Bebauungsplan schon entworfen, der als ein sehr bedeutender Fortschritt zu betrachten ist. Als erstes Glied dieses Planes war der neue Spitalbau bereits fast fertiggestellt.

Zum Frühstück im Speisesaal erhielten wir eine Tasse Milch oder Kaffee, gelegentlich Pfannkuchen und Brot. Damals war das Brot noch rationiert (hier 1 kg für Spezialisten und Stoßbrigadler, 800 gr für unqualifizierte Feldarbeiter und Kinder), aber seitdem konnte man — im vergangenen Winter — die Rationierung in Rußland abschaffen. Alle drei Mahlzeiten kosteten durchschnittlich 1.10 Rubel oder 2 Rubel pro Tag, den Arbeitslöhnen je nach der Leistungsfähigkeit angepaßt. Mit den Löhnen von 45 Rubel bis 300 in „Spartakus“ sind nur noch

ganz wenige Arbeiter in der niedrigsten Kategorie, weil es ihnen leicht möglich ist, durch größere Leistung ihr Mindestarbeitsprogramm und ihre Kategorie zu steigern und so auch ihren Lohn. Ein Erntemaschinenleiter (Kombinenführer) erhielt 165 Rubel, ein Traktorist 180 R., ein Lastwagenführer 165 R. (durch hohe Leistung brachte ein anderer Bekannter es bis auf 300 R.!). Die Miete war frei. So blieb immer etwas übrig für nötigste Kleider und Schuhe, auch für Zigaretten und Haushaltsgegenstände. Wenn etwas gespart wurde, war es, um mit dem Lastwagen nach Engels, der Hauptstadt an der Wolga, zu fahren und dort das Geld zu verbummeln. Oder es wurde zum Kauf eines Ferkels oder von ein paar Hühnern benutzt. Heute dürfen die Arbeiter im kleinen Maße in ihrer freien Zeit für sich selbst wirtschaften und so dem Minimum, das der Staat ihnen einstweilen geben kann, nachhelfen. So brauchten die Leute auch nicht im Speisesaal zu essen und konnten im kooperativen Laden kaufen, wie sie überhaupt nicht gezwungen werden, die kommunalen Einrichtungen zu benützen. Nur mit der Verbesserung und Entwicklung der gemeinnützigen Vorkehrungen und der daraus klar hervorgehenden Vorteile für die Leute selber, erwartet der Staat allgemeine Annahme der jetzigen Grundlagen und ein allmähliches Verschwinden der alten primitiven Lebensformen. Eines der Hauptprobleme ist, die Menschen, jüngst noch zum größten Teil Analphabeten und oft halb-nomadisch, wie die Kirgisen, zu erziehen und individuell zu entwickeln, entsprechend der gleichzeitigen Verbesserung der materiellen Lage.

*

Vom Frühstück gingen wir direkt zu unserer Getreidereinigungsarbeit in der Scheune, wo wir Reinigungsmaschinen zu drehen hatten, das saubere Getreide in Säcke schaufeln und abtragen mußten. In den ersten Tagen, als die meisten Arbeiter noch mit der Ernte im Feld draußen beschäftigt waren, führten unsere paar Mitgehilfen in der Scheune ein reichlich bequemes Leben. Der Arbeitsleiter saß gutmütig den größten Teil seiner acht Stunden auf einem Schemelchen und rauchte, trotz des genau über seinem Kopfe angebrachten Verbotes, oder diskutierte mit unsern Mitarbeitern, die im Getreide lagen und Ar-

busen (Wassermelonen) aßen. Unseren Forderungen nach tüchtiger Arbeit begegnete er mit „Warum die Eile und Anstrengung?“. Wir dagegen dachten, wie wenig solche gutmütige Träumerei sich mit dem Aufbau einer modernen industriellen Agrarpolitik vereinigen läßt und was für ein Problem diese unglaublich freundlichen Menschen mit ihrer fast kindlichen Unverantwortlichkeit bilden müssen. Dies steckt stark in dieser Generation, in der eine bis vor kurzem unterdrückte Masse eines zum Teil mittelalterlichen Agrarlandes zu ganz neuem Gesichtspunkte erwachte.

Aber das ist nur eine Seite ihres Temperaments. Die andere machte sich auch bald bemerkbar in unserer Scheune, als mit dem Ende der Feldarbeit 20 bis 30 Arbeiter und Arbeiterinnen, barfuß und die Frauen mit kurzen Feldröcken und roten Kopftüchern, uns zu Hilfe kamen. Mit einem Schlag, von der Energie und Begeisterung der neuen jungen Arbeiter ergriffen, wachte unser Arbeitsleiter auf und tobte umher mit der Leistungsfähigkeit von zehn normalen Menschen. Tag für Tag quoll nun der Staub aus allen Öffnungen unserer Scheune, während drinnen in der staubigen Halbfinsternis die Maschinen ohne Aufenthalt klapperten und die Getreidehaufen immer kleiner wurden, indessen sich die Säcke berghoch anhäuften. Wie wir es schon unter den Volontär-Bauarbeitern der Moskauer Untergrundbahn gesehen hatten, zeigten die jungen Frauen eine für uns Westeuropäer verblüffende Leistungsfähigkeit und Unermüdlichkeit. Mit muskulösen braunen Körpern und mit etwas Trotzigem, fast Ausgelassenem, in ihren Bewegungen, sangen sie mit grellen Stimmen Lieder im Tempo ihrer Arbeit. Dazu improvisierten sie Texte, die manchmal großes Gelächter und dadurch fast Stockungen in der Arbeit zur Folge hatten. Die Ruhezeiten wurden oft zum Ringen im Getreide benützt, wobei die Mädchen sich keineswegs unbeholfen zeigten. Indem einige, einander gegenübergestellt, Tänze ausführten, lagen wir dagegen vollständig erschöpft auf unsern Rücken im Getreide.

Wie wir die Leute hier und auf benachbarten Kolchosen (kollektive Wirtschaften) kennen lernten, ließen sich bald Tatsachen bestätigen. Alle, alt und jung, hatten während der Über-

gangsjahre der Kollektivisierung 1928—31 gelitten. Manche hatten in Kolchosen Freunde, Verwandte und im seltenen Falle Geschwister durch die Hungersnot verloren. Immer wieder, ohne irgendwelche Zurückhaltung im Erzählen der Ereignisse dieser Jahre, sprachen sie einfach und direkt zu uns, genau wie es ihnen ihr Gefühl eingab. Dennoch fanden wir nur in den seltensten Fällen eine grundsätzlich oppositionelle Einstellung, und dies nur unter den Alten. Hungersnöte und Leiden waren ihren Vätern und Großvätern bekannt und auch ihnen während der Kriegs- und Konterrevolutionsjahre. Und nach der letzten schlimmen Not sind klare Zeichen einer endgültigen Überwindung dieses Zustandes und einer ungeheuren Erweiterung der Möglichkeiten ihres eigenen Lebens gefolgt. Ferner ließ sich bestätigen, daß die überwältigende Mehrheit der jetzigen Bevölkerung der Wolgadeutschen Republik (ein fast vollständiges Agrargebiet) sich mit der heutigen Entwicklung identifiziert und ganz an sie glaubt. Wir hatten einer sehr erfolgreichen Ernte beigewohnt, die auch eine beträchtliche Zunahme im Vergleich mit den guten Ernten der letzten zwei Jahre zeigte. So fanden wir auch überall gesunde und starke Menschen, nicht nur auf unserem fortgeschrittenen Sovchos, sondern auch in den Kolchosen der Umgebung und auf unserer Rückfahrt auf dem Lastwagen 250 km quer durch die Republik nach Engels an der Wolga. In diesem Teil des Landes ist jetzt etwa 90% der Bauernschaft kollektivisiert. Diejenigen, die sich noch außerhalb dieses Prozesses halten, meistens alte Kleinbauern, die mit den gleichen Methoden wie vor Jahrhunderten ihr Stücklein Boden sehr unproduktiv bearbeiten, befinden sich in einer sehr kärglichen Lage, die ohne Zweifel manchmal im einzelnen Falle zu Hunger führt.

Ich erinnere mich an eine weißhaarige Frau auf einer der Abteilungen, die stolz und begeistert über das heutige Rußland sprach. Ihre Tochter fanden wir später im Felde draußen als Leiterin einer Erntemaschinen-Brigade. Eine andere Tochter und ihr Sohn waren auch Spezialisten, die erstere Traktoristin und er Mechaniker in der Werkstatt. Der Mann dieser alten Frau war, wie Generationen seiner russisch-deutschen Ahnen, ein unterdrückter Feldarbeiter gewesen, der in seiner Jugend

nicht einmal die elementarste Bildung bekam. Ihre Mutter und Großmütter hatten es in ihrem Aberglauben und versklavten Hausleben noch etwas schlimmer gehabt als die Männer. Und für ihre Kinder hatte sie nur dieselben Aussichten erblickt. Gerade für die Frau hat sich das Leben stark geändert mit ihrer Gleichberechtigung gegenüber dem Manne und ihrer Entwicklung zur aktiven Teilnahme an den Angelegenheiten ihrer Gesellschaft. Auch hilft ihr das Arbeitsverbot und die gleichzeitige finanzielle Unterstützung während der letzten Monate der Schwangerschaft und der ersten des Stillens. Ihr Kind hat vollständige Bildungsmöglichkeit. Die Schule des Sovchos ist eingerichtet für zehnjährigen Unterricht, fünf Jahre obligatorisch. Solche, die sich geeignet zeigen, können an die Deutsche Hochschule in Engels oder an andere Russische geschickt werden. In Rußland hat sich ein großer Erfolg im Aufbau des Schulwesens gezeigt. In dieser Republik soll seit 1924 das Analphabetentum von 65 % bis auf 2½ % zurückgegangen sein, was, soweit wir sehen konnten, keine Übertreibung scheint.

Am bemerkbarsten macht sich die Lebensanschauung der jungen Generation an der oft begeisterten positiven Stimmung, die vielleicht trügerisch ist, indem sie unvermeidlich etwas Unkritisches, oft fast Kindliches in sich hat — eigentlich eine überschwemmende Energie und Lebensfreude. Man findet sie vollständig extravertiert, mit einer unbegrenzten Neugierde und einer etwas primitiven Einfachheit.

Zu Mittag im Speisesaal kam es oft vor, daß das Serviermädchen auf eigene Faust minimale hygienische Forderungen durchsetzte. Trotz den Aufschriften an den Wänden des Speisesaals über Sauberkeit und Kultur kamen Arbeiter oft in Versuchung, mit schmutzigen Händen, Gesicht und Stiefeln sich zu Tische zu setzen, wobei das Serviermädchen nicht selten, laut tadelnd, sich weigerte zu servieren, bis jene sich gewaschen hatten. An einem der ersten Tage, als durch langen Regen die lehmige Steppenerde wie Tauschnee an unsern Schuhen haften blieb und wir so im Klubgebäude erschienen, jagte die empörte Bibliothekarin uns zur Türe hinaus und ließ uns erst wieder hinein, als wir barfuß und demütig mit den Schuhen in den Händen vor der Türe standen.

Das Essen auf dem Sovchos bot keine große Auswahl, aber an Quantität ließ es nichts zu wünschen übrig. Milch, Brot, Kascha, zweimal wöchentlich Fleisch, Kartoffeln, Kohl, Tomaten und Arbusen bildeten die Hauptbestandteile.

Nach dem Mittagessen sind wir öfters mit dem Lastwagen hinausgefahren, um Waren zu laden in verschiedenen Abteilungen, Brigaden und gelegentlich in benachbarten Kolchosen. Es war wunderschön, so blindlings in die uferlose Steppe hinauszufahren, um dann auf einmal in einer leichten Vertiefung ein kleines altes Kolchosendörfchen zu entdecken.

Es sei mir erlaubt, hier kurz die Begriffe Sov- und Kolchose zu erklären. Sovchosen sind Staatsgüter, die nach der Art einer Fabrik organisiert sind. (Die Russen nennen sie manchmal Getreidefabriken.) Die Kolchose ist eine Kollektivwirtschaft, die den sie bearbeitenden Bauern gemeinsam gehört. Die Sovchos-Arbeiter erhalten vom Staat festen Lohn. Die Kolchos-Arbeiter erhalten zum größten Teil Naturalienzahlung in den Produkten, entsprechend dem Wohlstande der Kollektive und verkaufen dann, was sie nicht selber brauchen. Sie liefern dem Staate nur Produkte zum Kauf von Maschinen, Samen usw., während das Sovchos alles abliefern und vollständig in Geldlohn bezahlt wird.

Unsere Lastwagenfahrt führte uns auch zur Abteilung „Rot Front“, wo wir in der vorigen Woche einige Tage verbracht hatten. „Rot Front“ bildet eine kleine Oase mit Bäumen und einem kleinen See mit Enten und dahinter an einer leichten Anhöhe ein uraltes Dorf von Holz- und Lehmhütten und einer Anzahl neuer Bauten, wie der Klub, die Schule und die Werkstatt. Der Direktor Ungefug, der uns lange die Entwicklung seiner Abteilung erklärte und sich als sehr klar und intelligent zeigte, war bis zu diesem Jahr Schlosser auf dem Sovchos gewesen. Hier wohnte auch ein Hamburger Arbeiter, der Deutschland 1931 mit seiner Frau verließ und nun Mitglied dieser Abteilung wurde.

Von „Rot Front“ fuhren wir auf eine Brigade hinaus, um Kürbisse aufzuladen. Da es schon Abend war, saßen manche der Arbeiter auf den Stufen ihrer Wohnwagen und spielten Balaleika und sangen dazu. Während der Erntezeit, als sie

bis spät arbeiteten, kam manchmal der Kinowagen ins Feld hinaus, und indem ein Tuch an einen Brigadewagen aufgehängt wurde und die Arbeiter sich im Felde umhersetzen, gab es dann auch eine Vorstellung. Jede der fünf Abteilungen schickt während der Erntemonate vier bis fünf Brigaden von je 30 bis 40 Arbeitern ins Feld, die dann in einer Wagenkolonie von eisenbahnartigen Wagen samt ihren Maschinen an Ort und Stelle wohnen. Es gibt einen Schlafwagen mit übereinander gestaffelten Betten, einen kleinen Küchenwagen, einen Waschwagen und einen primitiven Klubwagen, der zum Essen, Lesen und Spielen dient und einen kleinen Bücherschrank besitzt, dessen Bücher jede paar Wochen gewechselt werden.

Den transportierbaren Kinoapparat erhielt das Sovchos im vorigen Jahr für seine Rekordernte zur Zeit des Stoßbrigadler Festes. Dieses zweitägige Fest, das den Schluß der Ernte feierte, gab einen Überblick der Jahresleistung und feierte die Ergebnisse des „Sozialistischen Wettbewerbs“ unter den Arbeitern. In jedem Frühjahr, wenn der Arbeitsplan aufgestellt wird, werden dem Sovchos, den Abteilungen, den Brigaden und den Arbeitern gewisse zu erfüllende Forderungen auferlegt, und am Ende der Ernte werden anhand dieser Normen die jeweilig erzielten Leistungen geprüft. Eine hundertprozentige Erfüllung erhält eine Ehrenstelle. Die Brigaden und deren Arbeiter, die kollektiv oder individuell Höchstleistungen gemacht haben (wobei auch gutes Instandhalten ihrer Maschinen in Betracht kommt), werden Stoßbrigaden bzw. Stoßbrigadler. Dieses System der sogenannten Sozialistischen Konkurrenz erstreckt sich durch alle Arbeit auch in den Fabriken und bildet eine wichtige Antriebskraft, wie die hiermit verbundene Selbstkritik der Arbeiter. Am Fest werden die Resultate in Tabellen mit dem ursprünglichen Plan verglichen, die Leistungen der Abteilungen und Brigaden und Bilder von den Stoßbrigadlern aufgestellt, die während den zwei Tagen als Gäste in der Zentralsiedlung wohnten. Am ersten Abend gab es Theatervorstellungen von den dramatischen Klubs der Abteilungen. Obwohl es noch im ganzen ein unkritisches und naives Publikum ist, hat sich wie in den Städten ein großes Interesse unter den Kolchos- und Sovchos-Arbeitern für das

Theater entwickelt. Dieses wird gesteigert durch Besuche von reisenden Theatergruppen und auch durch Wettbewerbe zwischen den verschiedenen Dramatischen Klubs. So wurde die gewinnende Gruppe diesen Sommer für ein Jahr an die Theaterschule in Moskau geschickt. Zugleich ist eine neue Volksliteratur und Kunst im Entstehen, was sich klar am russischen Schriftstellerkongreß anfangs September zeigte, wo bäuerliche Schriftsteller von den entferntesten Teilen des Landes mit den verschiedensten Mundarten zum ersten Mal ihre Werke vor das Publikum brachten. Diese Erscheinung ist teilweise erklärbar aus der Lösung der Nationalitätenfrage, einer freien Entwicklung aller Nationalitäten mit Förderungen ihrer Besonderheiten und Sprachen. In der autonomen Wolgarepublik ist Deutsch — früher die unterdrückte Sprache — jetzt zur offiziellen geworden, sowie Tatarisch in Kasan, Jagata in Usbekistan usw. Diese Gleichstellung fanden wir auch unter den verschiedenen nichtdeutschen Rassen auf der Sovchose, hauptsächlich den Kirgisen, einem noch vor kurzem halb nomadischen Volk, die doch als gleichberechtigt und ohne Gefühl von Konflikt oder Minderwertigkeit zusammen leben.

Am zweiten Nachmittag des Festes zeigte sich die Unermüdlichkeit der Russen im Redehalten, ununterbrochen von 2 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends. Dann zuletzt folgte das Austeilen der Prämien an die besten Arbeiter, ein buntes Durcheinander von Geschenken, Bettdecken, Kleidermaterial, Uhren, Ferkelchen, Betten, Matrazen, Hühner, Velos und zuletzt noch eine kleine Anzahl geschätzter Ferienaufenthaltsprämien in Ferienheimen.

Unter den Empfängern der Ferienprämien befand sich ein weißhaariger 65jähriger Arbeiter der „Rot Front“-Abteilung, den wir dort in seinem sauberen, halb in die Erde gebauten Häuschen besucht hatten. Von ihm erfuhren wir die Vorgänge der letzten Jahrzehnte in diesem Steppendörfchen, die er täglich mitgemacht hatte. Er war hier als Kind eines Feldarbeiters aufgewachsen, war dann Angestellter im Hause des früheren Dorfbesitzers gewesen, hatte mit seiner Frau die Verheerungsjahre des Bürgerkrieges durchgemacht und dann die Periode der Kollektivisierung. Am Tag vor der Abreise zu seinem Mo-

Die hiesigen Buchhandlungen halten
sich den Herren Studierenden der
Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres
Bedarfs an

B ü c h e r n

angelegentlichst empfohlen. Gegen
Ausweis wird auf dem Einkauf für den
eigenen Gebrauch die vereinbarte
Vergünstigung gewährt.

Der Buchhändlerverein Zürich.

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN



CLEANDER

beim Schauspielhaus, Zeltweg 4, Zürich 1
Schönstes alkoholfreies Restaurant

Gutes Mittag- und Abendessen

Freundliche Bedienung und mäßige Preise

Chem.
Reinigungsanstalt **Henzel** reinigt
und Färberei färbt und
Telephonieren Sie 35.297. Unser Auto holt es ab bügelt
POSTCHECK-KONTO VIII/7827

Restaurant

Stapferweg

das Lokal der Studenten

Nelkenstr. 21 J. Sütfeld

Foto

Erstklassige
Arbeit und
nicht teuer

Schmucki
Zürich
Mühlegasse 18

Neues Lokal - Neue Ware - Neue Preise

Fachgeschäft für:

Tennis-, Berg-, Athletik- u. Wasser-Sport
Zelte, Faltboote, Gartenspiele

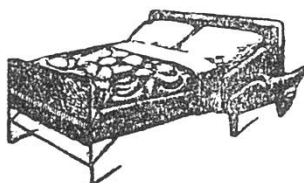
Jetzt Rämistr. 3
(Bellevue)

SPORTHAUS
BÄCHTOLD

Zürich

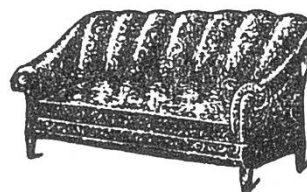
Telefon 25.539

Warum kaufe ich ein Bettsofa?



Weil so ein Sofa in einer Minute in ein Bett für ein und zwei Personen verwandelt ist, und damit ein ganzes Zimmer erspart werden kann.

A. BERBERICH, ZÜRICH 8
Dufourstr. 45 (b. Stadttheater)



nat im Livadia-Palast in Yalta am Schwarzen Meer, dem früheren Palast Nikolaus II., schien der Alte in seinem Kummer und Aufregung fast zu zweifeln, ob er je die Wunder dieser unbekannten Welt überleben würde. Im Juli hatten wir diesen früheren zaristischen Kurort und seine Paläste besucht und die vielen Arbeiter in ihrer Ferienstimmung und ihrer weißen und bunten Kleidung in den Ruheheimen, den Parkanlagen und am Strande gesehen. Diese prunkvollen Paläste erinnerten an das alte Rußland ebenso wie die Bauernhütten hier auf der Steppe. Neu war es aber, in den einen wie in den anderen dieselben Menschen zu sehen.

Hermann H. Field, arch. E.T.H.

AKADEMISCHE FREIHEIT.

Daß die Mediziner zu Beginn dieses Jahres mit einem neuen Medizinalprüfungsreglement beschenkt worden sind, wird nach der Dies-academicus-Rede unseres Herrn Rektors, Prof. von Meyenburg, hoffentlich auch dem hintersten Philologen und Nationalökonomten bekannt sein; und daß es sich dabei nicht um eine reine Paragraphenangelegenheit ohne praktische Bedeutung handelt, dürfte durch die selbe Rede bewiesen worden sein.

Wir glauben und hoffen, daß die scheinbare Gleichgültigkeit der Kliniker gegenüber diesem Reglement nicht nur darauf beruht, daß die jetzigen Jahrgänge nicht mehr wesentlich davon betroffen werden.

Erkundigt man sich eingehender bei den Medizinern über ihre Stellung zu dem neuen Reglement, so bekommt man die verschiedensten Antworten zu hören, welche zum Teil schon von A. Stöckli in Nr. 2 des „Zürcher Student“ zum Ausdruck gebracht worden sind. Wir möchten deshalb nur noch einen Punkt erwähnen, der uns erwähnenswert scheint. Wenn wir Mediziner gegen das Reglement sind, so schwerlich nur wegen der einzelnen neuen Bestimmungen, sondern vor allem, weil wir finden, daß es die Mängel, die bereits in der Organisation des Medizinstudiums — des heutigen Universitätsstudiums überhaupt — liegen, nicht nur nicht behebt, sondern verschärft.

Schon das alte Reglement spannte uns in einen strengen

Schulbetrieb ein, und erst recht beim neuen haben wir, und auch die Nicht-Mediziner, den Eindruck, daß die „akademische Freiheit“ aufs schärfste gefährdet sei. Es ist vielleicht der Mühe wert, daß wir uns einmal ein paar Gedanken über diese „akademische Freiheit“ machen. Wenn wir im Folgenden unsere Meinung darüber äußern, so nicht deshalb, weil wir überzeugt wären, daß wir richtig erfaßt hätten, worum es dabei geht, sondern weil wir gerne andere anregen möchten, sich damit zu befassen und das Richtige zu finden.

Akademische Freiheit. Daß es sich dabei nicht nur um die Freiheit handelt, ins Kolleg zu gehn oder Kolleg zu schwänzen, das ist wohl klar. Nein, akademische Freiheit im weiteren Sinn ist doch wohl die freie Selbstbestimmung in bezug auf Allgemeinbildung und Berufsausbildung im Rahmen der Hochschule. Das heißt, wir erwarten von der Hochschule, daß sie uns die Möglichkeit bietet, unabhängig von geistigem Zwang und Autoritätenglauben unsere Berufswahl zu treffen, die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben und uns die Auffassungs- und Urteilsfähigkeit anzueignen, die wiederum nötig sind, um diese Berufswahl, Ausbildung und Ausübung vernünftig zu gestalten. Daß die ideale Universität, die uns diese Möglichkeiten bietet, als Gegenleistung unsererseits eine gewisse Verantwortlichkeit in bezug auf Auswertung der an ihr erworbenen Kenntnisse verlangt, versteht sich von selbst.

Wie steht es heute mit diesen Freiheiten und Bildungsmöglichkeiten?

Zweifellos ermöglicht uns die Universität die Aneignung von Kenntnissen und Fähigkeiten. Punkto Berufswahl jedoch werden viele Mediziner (mit Recht) schon die Tatsache als Mangel empfinden müssen, daß sie erst nach fünfsemestrigem Studium, wenn ein Umsatteln schon kaum mehr möglich ist, Gelegenheit haben, sich auf ihre Eignung für ihr eigentliches Arbeitsgebiet zu prüfen.

Wie steht es nun aber mit der freien Selbstbestimmung? Wie mit der Selbstständigkeit der Studenten überhaupt?

Nehmen wir zum Beispiel einen Mediziner. Vom Moment seiner Immatrikulation bis zum Staatsexamen braucht er sich in bezug auf die Organisation seines Studiums keine einzige

wichtigere Frage zu stellen, als etwa, ob er den Augenspiegelkurs im ersten oder zweiten Semester belegen will, ob es nicht am Ende besser wäre, Hygiene vor der Pathologie zu hören. Seine einzige Sorge wird die sein, alle Vorlesungen und Kurse wenn möglich reibungslos wie die Stücke eines Zusammensetzspiels an ihre zeitlich beste Stelle zu bringen. Die Sorge, welche Kollegien er überhaupt hören soll, wird ihm durch ausgiebige Vorschriften genommen.

Mancher Kommilitone wird einwenden, daß selbst im gegebenen Rahmen des Reglementes die Freiheit noch recht groß ist für den, der es versteht, sich diese Freiheit zu verschaffen. Keiner ist verpflichtet, sein Studium so zu gestalten, wie es alle anderen machen. Tant pis für die, die keinen Sinn für die studentische Freiheit haben.

Einverstanden, daß es einem zur vernünftigen Selbstbestimmung erzogenen Menschen möglich ist, trotz Universitätsreglement seine Selbständigkeit weitgehend zu wahren. Aber Tatsache ist, daß der Durchschnitt der jungen Studenten — besonders der Mediziner — nicht so enorm selbständig ist. Und ist es nicht gerade die Aufgabe der Universität, diese Erziehung wenigstens bis zu einem gewissen Grade durchzuführen, sei es nur schon, indem sie den jungen Akademiker zwingt, sich zu überlegen, wie er sein Studium vernünftig gestalten soll? Wie soll der Akademiker zum Verantwortungsbewußtsein gelangen, wenn ihm nicht einmal die Verantwortung für die Gestaltung seines eigenen Studiums überlassen wird?

Und noch einmal zurück zum Reglement: Wir werden nicht mehr gegen dieses neue Reglement kämpfen, denn es bringt nichts Neues. Wir sind aber überzeugt, daß die Mängel des Reglements überhaupt, seien sie noch so schwer zu lösende Probleme, doch einmal behoben werden müssen. **O. O.**

ICH BEZAHLE MEIN KOLLEGGELD!

Das war ein Massenaufmarsch! Ob wohl der König von England für die wenigen Schweizer, die den Festtag anlässlich seines Regierungsjubiläums nicht gesehen haben, eine Gastvorstellung gab, oder ob wohl die zürcherische Straßenbahndirektion gratis Jahresabonne-

ments verteilte, um auf diese Weise dem unheimlich gewordenen jährlichen Reingewinn zu steuern? Nein, hier handelte es sich um eine Geldwechselstube, die immer am Anfang eines jeden Semesters von den Studentinnen und Studenten der alma mater turicensis besucht zu werden pflegt und wo die seltsame Sitte herrscht, daß der Geldwechsler für seine Unterschrift eine mehr oder weniger größere Summe abzuziehen pflegt....

Man sieht selten so viele Studenten beisammen wie im Rechberg. Aber daß man so viele Studenten mit Geld beisammen sieht, und mit soviel Geld sogar, das kommt sicher nur hier im Rechberg vor und verdient festgehalten zu werden. Und warum man eine solche Freude haben kann, sein Geld los zu sein, das habe ich um halb zwölf Uhr vormittags — man schrieb den 15. Mai, den letzten Termin für die Einzahlung des Kolleggeldes — begriffen gehabt.

Wir alle kennen dieses Gebäude mit dem schönen geschmiedeten Gartentor, wir bezahlen ja dort jedes Semester unser Studiengeld. Aber in diesem Frühling (Nachwinter müßte man den Anfang dieses Sommersemesters nennen) war es mit dem Gedränge vor der Kasse besonders arg. Schlimmer, als wenn ein verrückter Wohltäter Fünfliber, blanke schöne Fünfliber verteilt hätte; der Andrang aber war auch schlimmer als der Sturm der Lernbeflissenen auf die verfügbaren Sitzplätze in den Auditorien!

Ich habe dreimal versucht, rasch mein Kolleggeld loszuwerden. Zweimal habe ich das Rennen aussichtslos aufgegeben, und das dritte Mal mußte ich mich wohl oder übel in die Reihe stellen, denn es war der 15. Mai. Das kam so:

Als vermeintlich ganz Schlauer habe ich mich das erste Mal morgens punkt acht Uhr im Rechberg eingefunden. Aber da mußte ich sehen, daß eine große Zahl noch Schläuerer früher gekommen und den Ernst der Situation um eine Viertelstunde besser zu überblicken im Stande gewesen war als ich. Ich streckte die Waffen.

Ein andermal versuchte ich mein Glück, mein Geld loszuwerden, mittags punkt zwei Uhr. Nebenbei gesagt, pflegen wir das Wort „Glück“ für andere, weniger prosaische Dinge vorzubehalten, als es die Bezahlung einer Rechnung ist. Daß man irgendwo zwei Stunden in die Reihe steht, um Geld zu bekommen, kann ich noch verstehen; daß man es aber Glück nennt — und da werden mir alle zustimmen, daß man es im Rechberg so genannt hat —, wenn man nach zwei Stunden sein Geld los werden kann, wird eine große Ausnahme sein. Beim Schneider oder sogar an der Stadtkasse wird man sein Geld schneller los; aber selten empfindet es einer als Glück, wenn er seinen Anzug oder die Steuern bezahlen muß!

Aber wiederum stand schon Kommilitone an Kommilitone vor dem Heiligtum, das mit „Kasse der Universität“ überschrieben steht. Ich gab das Rennen, wieder in aussichtsloser Position liegend, zum

zweiten Male auf. Es soll, wie ich gehört habe, sogar Kommilitonen gegeben haben, die sich schon um 12 Uhr vor der Kasse aufstellten, um mittags beim Startschuß zum Rennen nach dem Schalter in der Innenbahn losgehen zu können, so ähnlich, wie es an einem Fußballländerwettbewerb Schlachtenbummler gibt, die sich schon am Vormittag die besten Stehplätze sichern.

Am 15. Mai, also am letzten Tag der Einzahlungsfrist, mußte ich ausharren. Da überlegte ich mir, wenn alle Kommilitonen um acht oder zwei Uhr ihr Glück versuchen, wird es sicherlich gegen 10 Uhr am günstigsten sein. Und in der Tat, die Idee war gut, ich habe nur bis halb zwölf warten müssen.

Ich stellte mich also mit den andern in die Reihe. Ganz allmählich rückten wir vor, der Krähwinkler Landsturm wäre im Verhältnis zu unserem Anmarsch „an den Feind“ der wilden verwegenen Jagd Lützows zu vergleichen gewesen! Wenn hie und da ein Ungeduldiger aus der Reihe trat und das Warten aufgab, um sich bei einem Frühschoppen von den Strapazen erholen zu gehen, dann dankten ihm die andern heimlich, und ich glaube auch jene, die sonst über den Wert einer solchen Institution anderer Meinung sind...

Ich hatte nichts zu lesen bei mir, das Testatbuch hatte ich bereits von hinten nach vorn und von vorn nach hinten durchgelesen und mit Erschrecken festgestellt, daß die Mehrzahl der Seiten schon beschrieben ist. Ich verweilte in Gedanken bei den einzelnen Disziplinen, die ich mehr oder weniger ausdauernd besucht hatte, dann fand ich eine neue Beschäftigung im Studium der Unterschriften der Dozenten, die sich in meinem „Autogrammbuch“ zu verewigen erniedrigt hatten. Die Kollegen vor und hinter mir hatten alle die neue Ausgabe des Testatbuches, und als ich über die Schulter meines Vordermannes auf seinem Testatbuch seine Matrikelnummer las, da hätte ich beinahe selbst Lust zu einem Frühschoppen bekommen, aber aus einem andern Grunde... Und als ich eine Kommilitonin mit einem Testatbuch in einem schönen ordentlichen Umschlag sah, schaute ich auf meinen abgegriffenen Studenausweis und mußte zum ersten Mal meinen Freunden recht geben, die ständig finden, es wäre langsam Zeit, daß ich an meine Examen denken würde. Jedesmal, wenn ein Kommilitone aus dem Heiligtum wieder dem Freien zustrebte, dann lachte er über sein ganzes Gesicht, so als wäre es wirklich etwas so Überwältigendes, eine Rechnung bezahlen zu können.

Ich hatte so sündhaft viel Zeit, auf all die Kleinigkeiten zu achten. Da las einer in einem Lehrbuch, sah nicht auf und ließ sich nicht stören, nicht einmal, wenn er in der Reihe weitergeschoben wurde. Ein anderer Kommilitone mit einem schönen grünen Abzeichen, das mit drei großen „F“ geziert war, las in einer Broschüre gegen die Kriseninitiative. Neben mir entdeckte ich eine große Türe, die wohl in den Keller führte. Mir kam in den Sinn, daß solche alte Häuser immer irgendwelche Geheimnisse bergen, durch solche dicken

großen Türen ging man doch in den alten Schlössern in den Weinkeller hinunter. Ich öffnete die Türe und tat einen Blick hinein. In der Tat, die breite Treppe führte in den Keller, aber jegliche Romantik von Weinkeller und dunklen Verließen verflog. Gartengeräte stehen dort herum, an der Wand ist ein Schlüsselbrett mit vielen Schlüsseln angebracht, eine alte Stallaterne erinnerte einzig an frühere Zeiten. Doch halt, auf einem Brett standen zwei dicke bauchige Likörflaschen, ob sie wohl...? Doch nein, denn daneben stand eine Ölkanne. Ich schloß die Türe wieder enttäuscht und las die Ankündigung, daß man beim Hauswart Rechbergkanten zum Preise von Fr. 1.— pro Serie beziehen könne. Ich möchte bloß wissen, wieviel der Mann aus diesem Verkauf jährlich einnimmt.

Über der ersten Türe rechts steht das Wort „Weibel“. Ich habe diesen Beruf immer als einen schönen empfunden, ein solcher Mann ist mir immer sympathisch, denn er weiß immer genau Auskunft über die Geheimnisse hinter den verschlossenen Türen; der Weibel verkehrt mit den Stadträten, Regierungsräten, Gerichtspräsidenten, ja überhaupt mit allen hohen Herren auf einem so unerhört vertraulichen Fuß, wo wir gewöhnliche Bürger doch in Ehrfurcht zu ersterben pflegen. Früher war mir der Mann immer als der weit wichtigere erschienen als der Gemeindepräsident, wenn er auf dem Dorfplatz mit seiner „Samichlausglocke“ erschien, die Leute zusammentrommelte und irgendwelche Nachrichten ausrief. Er ist auch heute noch eine Gestalt, die nicht zu übersehen ist. Nur an seinem Bureau vorbei führt der Weg zu den hohen Herren, er entscheidet, ob er einen Bittsteller vorlassen will oder nicht, wenn er verneinend seinen Kopf schüttelt, dann weiß man, daß man entlassen ist, rückwärts geht man zur Türe und murmelt verlegen einige Worte und schleicht hinweg. Auch hier im Rechberg ist das so. Schon äußerlich ist seine Stellung gekennzeichnet, indem an seiner Bureautüre das zürcherische Wappen prangt. Einer solchen Bevorzugung kann sich Herr Kantonschulverwalter Pfister nicht rühmen! Da werde ich aus meinen Gedanken aufgeschreckt: die Türe zum Weibelzimmer geht auf, heraus tritt der Weibel, Herr Bachmann, und als er den von der Wand gerissenen Aschenbecher am Boden erblickt, droht er mit tiefer Stimme, die keinen Widerspruch duldet: „Der muß bezahlt werden!“

Inzwischen bin ich bis zur Schwelle des Büros vorgedrungen. Da kommt eine Studentin, dringt, ohne gehindert zu werden, neben der Reihe in das Heiligtum ein, schreibt am Tisch einige Kollegstunden heraus und schaut sich suchend um. Ein Lächeln geht über ihre Züge, sie erkennt direkt vor dem Schalter einen Kommilitonen. Der merkt sofort, was das zu bedeuten hat, hilfsbereit und gentlemanlike wie er ist, nimmt er ihr Testatbuch zu den andern sieben, die er in der Hand hält... Es ist doch selbstverständlich, daß man eine Kollegin nicht warten lassen darf. Da murrte einer in der Reihe etwas von Gleichberechtigung und Frechheit, sich einfach vorn einzudrän-

gen. Aber als dann die Studentin mit ihrem Kollegen plaudernd und lachend dem Ausgang zustrebt, lächeln alle freundlich und machen zuvorkommend Platz. Es muß manchmal für eine Frau doch schön sein, nicht gleichberechtigt zu sein!

Es kommt sogar vor, daß ein Kommilitone nur sein eigenes Testatbuch durch den Schalter hineinreicht, das merkt man hinten sehr gut, es geht nämlich dann immer rascher. Ja, für Ungläubige bürge ich dafür, ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

Nun bin ich endlich im Zimmer und habe damit die Gewähr, daß ich mein Kolleggeld noch rechtzeitig am 15. Mai bezahlen kann. Neu, und doch so alt mutet mich der Raum an. Ich tue rasch einen Blick in die Runde und finde noch alles am alten Platz. Noch immer steht direkt hinter der Türe der grüne Schirmständer wie vor Jahren schon. Und in der Ecke träumt der alte Kassenschränk. Ob er nicht doch in diesen Tagen von Herrn Pfister wieder zu Ehren gezogen wird, irgendwo muß doch das viele Geld versorgt werden! Doch glaube ich nicht, daß er wieder gebraucht wird, denn „Meyers Universum, ein Volksbuch von 1859“ steht noch immer darauf wie einst. Noch immer stehen die einzelnen Bände wahllos durcheinander. Vor einem halben Jahr habe ich in Band drei geblättert und ihn zu äußerst hingestellt, er stand am 15. Mai noch dort. Ich greife mir Band vier heraus, begierig zu erfahren, ob der gute G. Maurer nicht noch mehr weltberühmte Orte besucht hat in der Zwischenzeit. Doch er ist anscheinend doch gestorben, denn es sind im Inhaltsverzeichnis noch die gleichen Orte mit einem Kreuzchen versehen wie schon vor Jahren. In jedem Band steht nämlich unter dem Inhaltsverzeichnis in schönen deutschen Buchstaben folgender Satz geschrieben: „Die mit * bezeichneten Orte sind von G. Maurer besucht“.

Ich lese immer gern in diesem Volksbuch. Letzten Herbst habe ich das Kapitel über St. Jakob an der Birs gelesen. Schon der erste Satz hat mir dort so gefallen, daß ich ihn heute noch auswendig weiß: „Im Hochsommer anno 10 fuhr ich in der roten Diligence von Straßburg nach Basel“. Und heute fährt man im Schienenzeppelin!

Aber am 15. Mai habe ich im vierten Band auf Seite 22 die Geschichte der „Kapelle bei Morgarten in der Schweiz“ gelesen. Das erste Kapitel mußte ich zweimal lesen, es würde niemand glauben, daß es im Meyer 1859 stehen würde, und darum setze ich es hierher:

„Der Mensch, welcher wie eine vernunftlose Bestie an andern sein Recht des Stärkeren übt, welcher ohne Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Rechts nichts achtet, denn seinen Willen allein, ist ein Barbar, und ein Zeitalter, in dem die Willkür der Herrscher sich als höchstes Gesetz verkündet, ist eine Faustrechtszeit, — wäre sie auch mit allem Zinselkram der Civilisation behangen. Wo der Verlaß auf das Gesetz aufgehört hat, da hat der Zustand der Rechtlosigkeit begonnen, und ein Volk, das durch die eiserne Faust der Gewalt in einen solchen Zustand gebracht und in demselben erhalten wird, ver-

wildert. Es sinkt der Barbarei unaufhaltsam in die Arme. Dulden andere Staaten, wo man das Gesetz achtet, Zustände dieser Art, — lassen sie zu, daß Völker rechtlos gemacht werden durch die Gewalt, brandmarken sie nicht eine solche Handlungsweise als an der Menschheit und am Völkerrecht begangene Verbrechen — zaudern sie, den Schuldigen auszustoßen, um den Gottesfrieden herzustellen, den er gebrochen hat: — dann hat in den Beziehungen von Nation zu Nation das Sittengesetz keine Geltung und keine Stimme mehr; das Recht des Stärkeren wird Propaganda machen, und wie sich die Wölfe zusammenrotten, wenn sie auf Raub und auf Würgen ausgehen, so werden auch die Mächte der Gewalt und Willkür Bund machen unter sich, gerichtet gegen alles, was gebildete Menschen heilig achten, — und gerichtet gegen alle, welche mit ihnen nicht gleiche Wege wandeln. In solchen Zeiten erlaubten sich mächtigere Staaten alles Schändliche gegen die Schwächeren; denn die größere Gewalt und die größere Arglist war an die Stelle der Moral getreten, und die Überlegenheit in der materiellen Stärke und in der Kunst, wort- und treulos andere zu überlisten, gilt für das einzig achtbare Recht. An Priestern aber, die solches Recht heilig sprechen, hat es nie gefehlt.“

Wohl betont, diese Worte stammen nicht aus einem Buche der neuesten Gegenwart, sondern aus dem *Universum* von 1859, Band vier, Seite 22.

Und neben dem Fenster hängt noch immer der „Hottinger Heiligen Kalender für 1907. Wie manchmal habe ich ihn schon gelesen, das Vorwort, das folgendermaßen beginnt:

Auf die Heil'gen, welche dichten,
Will dies Buch den Sinn Euch richten.
Nicht die drüben überm Rhein,
Sollen unsre Heil'gen sein. —

Dann folgen sie alle in Wort und Bild, die Heiligen unserer Heimat aus dem Jahre 1907, der Suppenvater aus Göschenen mit seinem Nietzsche-Schnurrbart, der lachende Olympier Carolus Extramundanus, mit dessen Werken ich mich nun doch näher befassen muß, denn es soll in seinem „Olympischen Frühling“ folgende Weisheit über das Schaffen stehen:

„Und mit der Rechten melkend die Begeist'rungsdrüse,
Entfuhr ihm jetzt ein fürchterliches Denkgemüse.“

Unter den elf Heiligen ist weiblichen Geschlechtes nur die teure Isabelle von Beckenried. (Ich möchte bemerken, daß ich bei diesem Satz absolut keine Hintergedanken gehabt habe, es ist mir erst nach der Niederschrift aufgefallen, daß man daraus irgendwelche Folgerungen ziehen könnte. Ich habe diesen Satz in der Lesezirkelschrift abgeschrieben.)

Alles, alles ist in diesem Kassenraum noch gleich, neben dem Fenster hängt immer noch am gleichen Nagel ein Vierkantschlüssel, auf einem Schränkchen in der Ecke steht immer noch eine Eule und

liegt ein Panorama Zürichs von der Stephansburg aus, von der Rückwand schaut immer noch Meister Gottfried mit dem Blick eines Staatsschreibers auf uns herunter, auf dem Tisch liegen immer noch alte SBB-Revuen, und neben der Türe steht immer noch der Bücherschrank. Ob er wohl auch hie und da geöffnet wird? Da stehen wunderliche Bücher nebeneinander.

Neben dem Zürcher Taschenbuch vom Jahre 1879 steht das Jahrbuch des Paul Zsolnay Verlages aus dem Jahre 1927. Auf alten Protokollen liegt schwer und umfangreich Homers „Ilias“, mit Bildern von Friedrich Preller, über Albrecht von Hallers „Versuch schweizerischer Gedichte“ entdeckte ich Charles Baudelaires „Vom Wesen des Lachens“.

Das war das Stichwort: ich lache. Wie ist doch hier alles gleich geblieben, während draußen das Leben pulst und wir Semester um Semester weiter rutschen. Alles bleibt gleich hier, einzig die Kantonsschulprotokolle hinter dem Bücherschrank wachsen jedes Jahr an...

Der Nächste. Ich schrecke auf, der bin ja ich. Ich reiche mein Testatbuch durch den Schalter, bewundere gebührend die Ruhe, mit der Herr Pfister seine Unterschrift unter den Betrag setzt, und ich bin entlassen. Es schlägt eben halb zwölf.

NB. Es hat inzwischen eine Änderung gegeben, der Hottinger Heiligen Kalender hängt nicht mehr dort, den hat mir Herr Verwalter Pfister freundlicherweise geschenkt, ich nahm ihn mit als Andenken, denn ich habe gehört, daß in allernächster Zeit der Kassenraum umgeändert würde...

O. Weinmann, iur.

WAGNERMUSEUM TRIBSCHEN.

Seit zwei Jahren besteht in Tribschen am Vierwaldstättersee, zwei Kilometer von Luzern, ein höchst sehenswertes Wagnermuseum in dem wundervoll gelegenen Hause, das der Komponist 1866—1872 bewohnte und wo er die Meistersinger, Siegfried, Götterdämmerung, Kaisermarsch, Siegfriedidyll usw. verfaßte. Das stilvoll eingerichtete Museum enthält mehrere eigenhändige Partituren, klassische Porträtbüsten (R. W. von Gedon, Mathilde Wesendonck von Kaiser usw.), Briefe und wertvolle Zeitdokumente, ebenso seit kurzem Wagners Totenmaske, die durch ihren abgeklärten, das ruhende Genie darstellenden Ausdruck bedeutungsvoll ist. Die Museumsleitung erklärt sich liebenswürdigerweise bereit, den Studierenden bei-

der Hochschulen gegen Ausweis den ermäßigten Eintrittspreis von 50 Rp. zu gewähren und bei telephonischer Anmeldung die Besichtigung auch außerhalb der ordentlichen Öffnungszeiten im Winter zu gestatten. E. F.

LEICHTATHLETIKWETTKAMPF DER HOCHSCHULEN ZÜRICH-BASEL-GENF.

Zu dem alljährlich stattfindenden Wettkampf zwischen Basel und Zürich haben sich dieses Jahr auch die Genfer eingefunden, um ihren Studenten einen Ersatz für die dieses Jahr ausfallenden Hochschulmeisterschaften zu schaffen. Dieses Meeting fand in Basel am 21. Juni statt, auf dem neuen Stadion St. Jakob. Es ist das einer der schönsten, wenn nicht gar der schönste Platz in der Schweiz; dementsprechend war auch die Pflege, und da Petrus wieder einmal ein frohes Gesicht machte, waren alle Bedingungen für einen Erfolg bereit. Bei uns war die Lust, hier zu kämpfen, so gestiegen, daß jeder glaubte, Bäume ausreißen zu können. Diese haben wir dann auch ausgerissen, so daß jeder mit einem Ast als Andenken nach Hause kam.

Nach einer kurzen Begrüßung durch die Basler begannen die Wettkämpfe mit dem Hürdenlauf. Wir 12 ließen uns natürlich durch die Überzahl der Basler, es waren zirka 30, nicht einschüchtern und gewannen durch Morf schon das erste Rennen. Die Zeit von 16,4 Sekunden spricht für die Qualität der Bahn wie für den Athleten. Den zweiten Erfolg sicherte uns Bucher im Kugelstoßen durch einen Stoß von 12,78 m. Dann kamen aber die Basler in Fahrt und sicherten sich einen Doppelsieg im 100-m-Lauf durch Müry und Pellmont in 11 Sekunden (unser Läufer Maier kam auf 11,3 Sekunden mit dem dritten Platz) und einen Sieg im Hochsprung durch Schneider mit 1,66 m. So führt Basel leicht nach Punkten, da wir Zürcher unsern zweiten Mann meist auf den hintern Plätzen suchen mußten. Dasselbe Bild bei den 800 m. Schneiter gewinnt vor Panchaud (Genf), Trudel bleibt zurück. Es ist übrigens das erstemal, daß Genf eine Rolle spielt, sie kommen sonst nicht über den dritten Rang hinaus, ausgenommen im Speerwerfen, wo Röhrholt ihnen durch einen neuen Hochschulrekord zu

einem Sieg verhilft. Resultat 55,58 m. Unsere Leute, Ammann und Trudel, belegen den zweiten und dritten Platz, distanzieren die Basler um einige Punkte, so wird der Wettkampf langsam spannend, es beginnt ein Ringen zwischen Basel und Zürich, nicht nur um den Sieg jeder Disziplin, sondern auch um die hinteren Plätze, jeder Punkt ist wertvoll. Unsere Handballspieler haben die Sache erfaßt und tun unserer zürcher Schnauze alle Ehre an. Die zirka zweihundert Zuschauer verstummen gegen dieses Kampfgebrüll. Daneben hat sich gezeigt, daß darunter einige flotte Springer sind, sei es nun weit oder hoch, sie hätten im Wettkampf keine schlechte Figur gemacht. Zwei von ihnen haben dann an der Zürcher Hochschulmeisterschaft ihre Leistungsfähigkeit beweisen wollen, und begannen mit dem Training. Da sie sich jedoch stark talentiert fühlten, haben sie gleich noch die Stange zur Hand genommen. Der Erfolg war aber ein geteilter; der eine springt heute 2,70 m, der andere hat sich den Arm ausgerenkt!

Im Wettkampf zeigt sich weiter das gleiche Bild. Zürich siegt, Basel belegt die nächsten Plätze, und je nach der Haltung unseres zweiten Mannes ist die Punktverteilung; meistens gewinnt Basel dabei etwas. So ist es mit den 200 und den 400 m. In der Mitte des Wettkampfes steht es 75 : 69 für Basel. Noch geben wir uns nicht geschlagen, wenn auch die Stärke der Basler in den Stafetten liegt. Da ja Basel im 100-m-Lauf einen Doppelsieg geholt hat, so ist die Sache der 4×100-m-Stafette für uns nicht gerade rosig, immerhin, wir wollen pressieren und vor allem gut wechseln. Start: Zollinger läuft auf der Innenbahn, der Basler auf der zweiten. Er verliert keinen Meter, wechselt mit Schmitt ganz anständig, der verliert auch nichts. Unser Wechsel hat uns aber mehr als einen Meter eingebracht, ebenso geht es mit den folgenden Wechseln, und da weder Morf noch Maier Terrain verlieren, ist der Vorsprung von 5 m sicher. Die Zeit von 44,6 Sekunden ist gut. Das hat den entscheidenden Effekt gehabt, von da an gab es nur noch Punkte für uns. Diese vier Leute haben zum guten Teil den Wettkampf gewonnen, aber auch alle übrigen haben dazu beigetragen; alle haben dabei ihre Stimme verloren. So ein Mitmachen habe ich noch an keinem Hochschulwettkampf erlebt, ebenso diese

Freude und Zuversicht auf den Gesamtsieg. Dadurch angespornt, springt Kern 6,85 m, einen neuen Hochschulrekord, und Zollinger folgt auf dem zweiten Platz mit 6,51 m. Unsere Werfer holen sich ebenfalls einen Doppelsieg im Diskus, Schneiter versucht seinen zweiten Sieg für Zürich im 3000-m-Lauf zu holen. Leider gelingt ihm das nicht ganz; er muß nach einem großen Finish den Sieg mit Heinzel (Basel) teilen. Frey, der Hochschulmeister über diese Strecke, war zu wenig trainiert, sonst hätte das Resultat besser lauten müssen. Zum Schluß kam noch eine Stafette (500 m, 400 m, 300 m, 200 m und 100 m). Schon Nipkow, der nur wegen der Mannschaft läuft, holt einen Vorsprung, den die Sprinter nicht mehr verlieren. Gesamtklassement: Zürich 112,5 Punkte, Basel 94,5 und Genf 57.

Am Schluß des Wettkampfes gab es noch ein Handballspiel Zürich-Basel. Es zählte nicht mehr zum Klassement; auch hier siegten unsere Leute mit 8 : 4 Toren. Leider spielten einige unserer Spieler am Anfang etwas hart und verscherzten sich so die Sympathie beim Publikum.

Daß an dem von den Baslern spendierten Nachtessen laute Fröhlichkeit herrschte, muß nicht verwundern. Auch nachher noch ertönte oft an Stelle eines Gesanges (unsere Stimmen waren beim 4×100-m-Lauf) unser Schlachtruf.

Schl u ß f o l g e r u n g e n :

1. Die Zahl der Wettkämpfer muß vergrößert werden. Die Zürcher Hochschulmeisterschaften sollen uns neue Leute zeigen, die Freude an unserer Sache haben. Diese werden dann in einem Training geschult, das wir in kleinen Gruppen durchführen. Die Leiter dieser Gruppen sind die Wettkämpfer von Basel. Daneben hat die ASK. neue Geräte angeschafft, damit jeder möglichst viel arbeiten kann.
2. In den Ferien wird das Training weitergeführt in reduzierter Form. Als Abschluß dieses Trainings gibt es einen Wettkampf gegen die Kantonsschule Zürich.
3. Heben der Kameradschaft durch gemeinsames Training und durch diese Wettkämpfe.

Auf diese Art hoffen wir eine starke Mannschaft für die nächsten Schweizer-Hochschulmeisterschaften in Lausanne bilden zu können.

ASK.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

VON DER BIBLIOTHEKSKOMMISSION WURDEN ANGESCHAFFT:

Aubry O.: Napoléon et son temps.
Bailly A.: Richelieu.
Bainville J.: Histoire de France.
Bernanos G.: Jeanne.
Bloy L.: Les dernières colonnes de l'église.
Brunn L.: Van Zantens glückliche Zeit.
Chéreau G.: Chasse et plein air en France.
Corbusier: Vers une architecture.
Buck P.: Sons.
Graves R.: Ich, Claudius.
Hackett F.: Henry VIII.
Hesse H.: Fabulierbuch.
Inglin M.: Die graue March.
Kafka F.: Gesammelte Schriften.
Katz R.: Ein Bummel um die Welt.
Katz R.: Ernte.
Katz R.: Zickzack durch Südamerika.
Kennicott M.: Das Herz ist wach.
Langhoff W.: Moorsoldaten.
Lulofs M.: Kuli.
Mann Th.: Leiden und Größe der Meister.
Mereschkowsky D.: Jesus der Kommende.
Renker G.: Der sterbende Hof.
Robert P.: Der mißbrauchte Mensch.
Tilgenkamp G.: Flieger am Werk.
Turgenjew J.: Sämtliche Werke Bd. 8—12.
Vercel R.: Capitaine Conan.
Zarek O.: Treue.
Zweig S.: Maria Stuart.

Für die Bibliothekskommission: **R. Tanner.**

Die nächste Nummer erscheint Ende Okt. Redaktionsschluß 10. Oktober.

Z u s c h r i f t e n sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Ferien

mit dem

Hotel-Plan

Ausführliche Auskunft und Prospekte bei den meisten Reisebüros und
beim „Hotel-Plan“, Limmatstraße 152, Zürich.

Gesucht

wegen plötzlicher Verhinderung des
bisherigen Kameraden, 1—2 zuver-
lässige, tüchtige, frohmütige

Bergkameraden

für 2—4 Wochen Hochtouren zwischen
Mitte Juli bis Mitte August. Tel.
Kreuzlingen 8.96.

Blumenhaus Hagmann

Ecke Culmannstraße-
Haldenbachstraße

Telephon 23.028

Scheuchzerstraße 69

Telephon 47.919

Privat (Sonntags) Tel. 29.443

Studierende 10% Rabatt

Praxis

Frauenarzt, Zahnarzt oder Rechtsanwalt bietet sich äusserst gün-
stige Gelegenheit zur Eröffnung einer Praxis bei Erwerbung einer
Villa in Hauptort der Ostschweiz an sonniger Verkehrslage, Bahn-
hofnähe. Vorteilhafte Zahlungsbedingungen.

Offerten unter Chiffre X 921 an den Verlag Müller, Werder & Co.,
Wolfbachstraße 19, Zürich.

DISSERTATIONEN

drucken

innert kürzester

Frist und fachgemäß

MÜLLER, WERDER & CO.

Buchdruckerei / Zürich / Wolfbachstraße 19

Winkelhammer

RINDERMARKT 12 TEL. 22.336
GOTTFRIED KELLERSTUBE
F. WULLMANN KÜCHENCHEF

Julius, des Jahres Mitte
treibt uns in die Welt hinaus,
denn es ist nunmal so Sitte:
Niemand bleibt gern Zuhause.



Elektrische Unternehmungen

B. Mantel & Co. Zürich 6

Licht-
Kraft-
Telephon-
Sonnerle-Anlagen

Universitätstraße 19
Telephon 29.573

Fachmännliche
Beratung

Damen- und Herren-

REIT-HOSEN

von Fr. 25.— an.

Reit-Kostüme

von Fr. 90.— an.

Anfertigung nach Maß.

B. MATHE

Herren- u. Damenschneiderei

Kuttelgasse 1 (Rennweg)



GEORG MÜLLER, ZÜRICH 6

Stampfenbachstr. 85 — Tel. 47.051

Spezialhaus für

Reit- und Militär-Unterkleider

RESTAURANT FLÜHGASSE

Selbstgepflegte Weine. Jeden Samstag und Sonntag selbstgebackene
Wähen und Bauernbrot. Höflich empfiehlt sich HCH. UNHOLZ

Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee

Lebhafter Dampferverkehr - Stündlich Rundfahrten
Für Vereine, Gesellschaften und Schulen Extra-
schiffe nach besonderer Vereinbarung •

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Tel. 54.033

A. Z. Herrn
Fräulein

An die Zentralbibliothek, Predigerplatz, Zürich

Stück
clichés
typen

Chemigraphie • Galvanoplastik • Stereotypie
Löwenstr. 33, Zürich • Tel. 58.853 • Seit 1834

Glättli-Brunner A/G.

HOTEL WILDENMANN, MÄNNEDORF

erlaubt sich, seine vorzügliche Küche und prima Keller, sowie seine ausgedehnten Räumlichkeiten, Terrasse und Garten in empfehlende Erinnerung zu bringen.

R. HAUSAMMANN, Besitzer.



An- und Verkauf
Tausch • Miete • Expertisen

Seit Jahrzehnten bestbekannt als
Atelier für Kunstgeigenbau
Spezialhaus für alle Saiten-Instrumente
Vertrauenshaus für alte Meister-Instrumente

J.E. ZÜST & CIE
Theaterstr. 16 Zuerich